

Das rechte Wort zur rechten Zeit

Autor(en): **Beutler, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **52 (1981)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das rechte Wort zur rechten Zeit

Der letztjährige Fortbildungskurs für Altersheimleitung und Kaderpersonal im Kursaal Bern galt dem Thema «Das Gespräch im Heim». Ein ausführlicher zusammenfassender Bericht darüber erschien in Heft Nr. 12/80 des Fachblattes. Eröffnet wurde die Vortragsfolge durch die Berner Schriftstellerin Maja Beutler, die für ihre grundlegenden Ausführungen den Titel «Sprache ist Welt» gewählt hatte. Die Schriftstellerin, die sich durch ihre Bücher («Flissingen fehlt auf der Karte», «Fuss fassen», Zytglogge-Verlag) und als Radiomitarbeiterin einen Namen gemacht hat, sprach am 12. November 1980 im Kursaal frei in Berner Mundart. Bei dem hier folgenden Text handelt es sich um die von der Autorin geprüfte Transkription einer Tonbandaufzeichnung. Haupttitel und Zwischentitel sind «Zutaten» der Redaktion.

Liebe Sprachangehörige!

Zugegeben: Diese Anrede wirkt befremdend, besonders wenn man daran denkt, wieviele Titel und Funktionen hier im Saal erwähnt werden könnten. Es ist vielleicht sogar unhöflich, gleich derart radikal «familiär» zu werden. Aber ich bin der Meinung, dass, wer heute reden will, vor allem wählen und verzichten muss. Das Thema meines Vortrags heisst «Sprache ist Welt», und ich möchte, wenigstens für die zwei Tage dieses Kurses, auf *jenen* Teil der Welt verzichten, von dem ich glaube, dass er hier keine grosse Rolle spielt: Vor der Muttersprache sind wir alle gleich. Es scheint mir persönlich richtig und wichtig, dass wir zusammen im Laufe der zwei Tage ein Klima des Vertrauens und der Vertrautheit schaffen, in dem wir uns rückhaltlos öffnen können für die Sprache und füreinander.

Verzicht auf den blossen «small talk»

In diesem Klima dürfen wir uns wieder spüren als Kinder — Kinder, die glauben und sich zutrauen, später alles ausdrücken zu können, was in ihnen lebt, die ganze Welt, die sie in sich tragen. Vielleicht hat sich von diesem ursprünglichen Glauben in jedem Erwachsenen nur eine Spur über die Strecke retten können — man wird ja bescheiden, im Laufe der Zeit. Wir erinnern uns noch, wie wir damals, als Kinder, gemeint haben «die Grossen» verfügten über ein absolutes Ausdrucksvermögen und dadurch über die



«Jeder einzelne muss dafür kämpfen, ganz und gar menschlich zu sein, wenn er redet»: Maja Beutler spricht am 12. November 1980 im Berner Kursaal vor den Heimleuten über «Sprache ist Welt».

direkte Einflussnahme auf den Lauf der Welt. Erst später haben wir die Grenzen der Erwachsenen kennengelernt und gemerkt, dass sie alle auch immer nur einen kleinen Teil von dem zu sagen vermögen, was sie eigentlich sagen möchten. Aber trotz der Einsicht, die wir als Heranwachsende gewonnen haben, halten wir insgeheim noch an der kindlichen Erwartung fest, es gebe irgendwo irgendwelche «Grossen», und ihnen dürfe man es überlassen, mit ihren Worten die Welt in Griff zu bekommen. Gerade darin sehe ich aber eine Gefahr. Ich bin der Meinung, jeder einzelne müsse sich entschliessen, sich selbst auf den Weg zu machen, sich selbst total ins Spiel zu bringen. Jeder einzelne muss dafür kämpfen, ganz und gar menschlich zu sein, wenn er redet. Jeder einzelne muss haftbar werden mit seiner ganzen Person für die Sprache. Sonst bleibt er ein Leben lang im sogenannten «small talk» stecken, und ist allmählich zufrieden, wenn er ausdrückt, was er eigentlich gar nicht meint.

Wenn die Radio-Leute eine neue Sendereihe planen, machen sie vorerst einmal eine sogenannte «Null-Nummer»: Jeder Programm-Mitarbeiter liefert einen

Probebeitrag. Hernach werden diese Beiträge gemeinsam abgehört, kritisiert, besprochen — es gibt unzählige Aussprachen und Sitzungen — aber jedem ist es zu jedem Zeitpunkt völlig klar, dass just diese Beiträge nur ein «Muster ohne Wert» sind und gar nie gesendet werden. So ähnlich geht es uns allen oft in Gesprächen: Wir nehmen sie nicht als das Eigentliche, wir kommen nicht «zur Ausstrahlung», wir reden immer die «Null-Nummer» von uns selbst.

Wenn wir eine belangbare Sprache haben wollen, so müssen wir lernen, auf gesellschaftliche Dekorationen zu verzichten. Der «small talk» will das Umgekehrte: Da verzichtet niemand auf die «Gesellschaft» — da verzichtet jeder auf sich selbst.

«Reden ist Leben und Schweigen ist Tod»

Ich habe dem Kursprogramm mit Freude entnommen, dass Sie sich vor allem mit der Frage befassen wollen, wie man Sprachbehinderungen — auch wenn sie psychischen Ursprungs sind — am besten angehen kann. Ich danke Ihnen. Das ist nun aber gerade keine dekorative Redensart: Denn ich bin Ihnen dankbar mit meiner ganzen Person. Vor drei Jahren habe ich, als Folge einer Operation, nicht mehr sprechen können und bin später noch längere Zeit vom Sprachverlust bedroht gewesen. Nie habe ich intensiver und mit mehr Inbrunst über die Sprache und das Reden nachgedacht, als damals. «Reden ist Silber und Schweigen ist Gold», sagt ein bekanntes Sprichwort. Nichts hat mich mehr irritiert als eben dieser Satz. Ich würde ihn umwandeln und behaupten: «Reden ist Leben und Schweigen ist Tod». Denn ich bin mir in jenen Wochen darüber klar geworden, wie sehr und wie viel das Redenkönnen mit der menschlichen Würde und mit dem Lebensgefühl der Person zu tun hat. Ich selber habe auf einmal gemerkt, dass ich ganz empfindlich von andern Menschen abhängen — nicht etwa nur in der Weise, dass sie mir im Gespräch Anregung und Unterhaltung bringen. Vielmehr habe ich eingesehen, dass erst die andern mir ermöglichen, mich selbst zu sein und mich selbst zu bleiben.

Im «*Nachtasyl*» von Maxim Gorki gibt es eine kleine Sequenz, die illustriert, was genau ich meine: Ein junges Mädchen möchte heiraten — hat aber Angst, weil ihr Freund bereits einen augenfälligen, sozialen Abstieg hinter sich hat und sich auch gar nicht so ungern «einrichtet» in der Verwahrlosung des Asyls. Ein alter Pilger redet dem Mädchen zu: «Heirate ihn, denn im Grunde ist er ein guter Mensch. Aber er ist schwach. Du dagegen bist stark, du kannst ihm ein Leben lang immer wieder sagen, dass er ein guter Mensch ist, sonst kann er es nicht bleiben.»

Als ich, schwer krank, kaum mehr sprechen konnte, hat mir ein Mitpatient erklärt: «Jetzt müssen wir die Welt eben Welt sein lassen, wir dürfen nicht weiter auf sie zugehen. Je näher wir ihr kommen wollen, um so weiter weicht sie zurück. Es gibt Situationen, in denen man den andern Furcht einflösst durch die Krankheit, seinen Nächsten am meisten. Sie möchten am liebsten nichts mehr wissen vom Kranksein, und

der Kranke wird ihnen zum eigenen Menetekel. Unser Schweigen ist jetzt unser grösster Liebesbeweis.»

Im Heim: Menschen warten auf ein echtes Gespräch

Ich könnte mir vorstellen, dass gerade Sie eine derartige Situation häufig antreffen in den Heimen. Sie haben dort Leute vor sich, die meistens schweigen. Da sollten Sie sich bewusst sein, dass die Patienten trotzdem auf ein echtes Gespräch warten. Aber der erste Schritt muss von Ihnen ausgehen. Wenn Sie selbst sich nicht ehrlich und rückhaltlos zeigen, so lassen Sie mit Ihren Worten die Patienten etwas anderes fühlen: Dass Sie nicht an ihnen interessiert sind. Sie machen die Alten sogar mit der Freundlichkeit gerade zu «Armen», die in Schuhen stecken, in denen Sie keinen Schritt gehen möchten.

Gespräche zwischen «Armen» und «Reichen» — um diese Formel zu gebrauchen — sind kein wirklicher Austausch mehr von persönlicher Innenwelt, kein Prozess, in dem man sich wechselseitig zeigt und gegenseitig sucht. Vielmehr sind es «Zweisprachigkeiten», und im small talk geht man nur «in Grenzen» aneinander heran und zeigt sich selbst nicht mehr. Der Gesprächspartner wird immer tiefer ins Schweigen hineingestossen.

Während meiner Krankheit habe ich über das Schweigen viel nachgedacht. Ich habe es mir vielleicht sogar glorifizieren müssen, indem ich mir immer wieder einhämmerte, das Schweigen gehöre ja auch zur «Menschlichkeit» des Menschen. Heute freilich würde ich eher sagen: Das Schweigen gehört zur Sprache, etwa so, wie die «Ursuppe» zur Schöpfung und der Tod zum Leben: Im Schweigen schwingt alles mit, was noch keine Form gefunden hat in Gedanken oder was schon wieder zurückgesunken ist in die Formlosigkeit.

Ich möchte Ihnen zwei Beispiele anführen, wo Schweigen nicht einfach eine Zäsur ist im Gespräch, während der man nachdenkt, oder seine Antwort noch zurückhält — dieses Schweigen wäre vergleichbar mit den «Pausen» in der Musik.

Das *totale* Schweigen, im positiven Sinn, habe ich kennengelernt in der Begegnung mit einem betagten jüdischen Herrn in Zürich. Er hat eine grosse Fabrik aufgebaut, aus eigener Kraft, und in vorgerückten Jahren die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen. Dieser alte Herr hat mir erklärt, aus eigenem Antrieb hätte er wohl nie die Kraft gefunden, sein Lebenswerk aufzubauen. Aber er sei vier Jahre lang ins Schweigen hineingezwungen worden, als junger Mensch, und er habe sich geschworen, es «aufzubrechen». Er sei als 16jähriger Bursche durchs Berner Oberland gereist mit seinen Musterkoffern. Weil sein Vater schon gestorben war, musste er für Mutter und Geschwister den Lebensunterhalt verdienen. In jedem Dorf bekam er schon bei der Ankunft die Vorurteile und den Spott zu spüren: «Aha, sieh einer an, da kommt unser ‚Bändeli-Jud‘ wieder anmarschiert.» Er konnte es sich nicht leisten

zu kontern, er war darauf angewiesen, seine Textilien zu verkaufen. Aber unterwegs, zwischen den Dörfern, machte er Halt, zog einen Band von Schillers Werken aus der Tasche und las einen Abschnitt oder zwei. Im nächsten Dorf, während die Spötter ihn hänselten, versuchte er das Gelesene zu memorieren. Sein Schweigen hiess also: «Redet, was immer Ihr wollt. Ich werde es Euch später noch zeigen. Ich habe meine eigene Welt in mir, und Ihr seid nicht einmal in der Lage zu merken, wen Ihr vor Euch habt.» Solches Schweigen kann eine Kraft werden, kann davor bewahren, zugrunde zu gehen. Es erhält die Selbstachtung und ist wie ein Anlaufnehmen zum Ausbruch, sobald die Zeit reif sein wird.

Kurt Tucholskys vier Treppenstufen

Nicht jeder baut eine Fabrik auf, wie der jüdische Handelsreisende. Ein anderer schreibt Bücher, um «auszubrechen»: Kurt Tucholsky, der berühmte deutsche Satiriker, war auch als Publizist gefürchtet. Er musste schon vor dem Zweiten Weltkrieg nach Schweden flüchten. Er war der Freund und Mitarbeiter von Carl von Ossjatzky, dem im Konzentrationslager noch der Nobelpreis verliehen wurde. Dazumal wirkte auch diese Geste mehr als Spott, denn als Auszeichnung. Die «Berliner Weltbühne» nämlich, an der Ossjatzky und Tucholsky gearbeitet hatten, war längst verboten.

Kurt Tucholsky hat kurz vor seinem Selbstmord im schwedischen Exil noch eine Treppe in sein Tagebuch gezeichnet: Die unterste Stufe überschrieb er mit «reden», die zweite mit «schreiben» und die dritte und oberste mit «schweigen». ‚Reden ist Leben und Schweigen ist Tod‘ — diese Abwandlung des Sprichwortes traf auf Tucholsky zu. Er konnte in Schweden kein echtes Gespräch mehr führen, weil er die Fremdsprache nicht genug beherrschte, in Deutschland selbst war über ihn das Schreibverbot verhängt, seine Bücher wurden verbrannt und allmählich fand Tucholsky keinen Ausweg mehr aus dem Schweigen. Keiner kann auf die Dauer schreiben, ganz nur für sich selbst, ohne irgend ein Echo. Tucholsky kam sich zuletzt lächerlich vor bei jedem Wort, das er in sein Tagebuch eintrug. So war es eigentlich zwangsläufig, dass er sich das Leben nahm, es war nur noch die Uebersetzung der sprachlichen Erfahrung in die Tat.

Reden und schreiben auch «zwischen den Zeilen»

Nicht jeder hat eben die gleichen Forderungen an die Sprache. Dem einen genügt es, wenn er damit einfordern kann, was ein Tier sich mit den Tatzen nimmt: Seine Nahrung. Man könnte auch anführen: Es gibt Menschen, die sich mit ihren Händen ausdrücken können, mit einer handwerklichen Arbeit. Andere sind radikal auf die Sprache angewiesen. *Mathias Claudius* sagt von ihnen — oder für sie: «Diese Welt ist für den Menschen zuwenig, und jene kennet er nicht.» Menschen, welche absolut und radikal auf die Sprache angewiesen sind, haben gerade jene Weite in der Sprache nötig, die Platz hat für all das, was man in

Voranzeige

«Mit dem Sterben leben»

Tagung für Altersheimleitung im November

Die diesjährige Fortbildungstagung für Altersheimleitung und Kaderpersonal wird am 11. und 12. November im Kongresshaus «Schützengarten» in St. Gallen durchgeführt. Thema: «Mit dem Sterben leben.» Die Tagungsleitung liegt in der Hand von Verwaltungsdirektor André Roulin vom Bürgerspital St. Gallen. Wir bitten die interessierten Leser, sich die beiden Tage im November zu reservieren. Es besteht für sie auch die Möglichkeit zum Besuch der Herbsttagung der Schweizerischen Gesellschaft für Gerontologie, die im Anschluss an den VSA-Fortbildungskurs ebenfalls im «Schützengarten» stattfindet. Die detaillierte Ausschreibung wird zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen.

Worten gar nicht ausdrücken kann, was sich in Worten nicht fassen lässt. Es muss «zwischen den Zeilen» mitschwingen. Man kann ja auch reden «zwischen den Zeilen», nicht nur schreiben. Ich bin der Ansicht, dass die Figur der Mutter bestimmend ist, wie weit oder eng unsere Sprache wird — die Mutter bringt uns das Reden bei und sie erschliesst uns die Räume, in denen noch etwas «zwischen den Zeilen» steht, mit denen «jene Welt» also zumindest gestreift wird. Was geschieht aber mit uns, wenn die Mutter nur auf den Tisch deutet und erklärt: «Das ist ein Tisch»? Was geschieht, wenn sie uns ein Stück Brot gibt und sagt: «Hier hast du dein Brot und jetzt sei bitte still»? Ich bin überzeugt, dass es keinem von uns wirklich genügt, «vom Brot allein» zu leben.

Eine Jugendfreundin erzählte mir einmal, sie habe in der Schule das Lied «Freude, schöner Götterfunken, Freude, schöner Göttergarten...» singen gelernt. Und dieses Lied habe in ihr etwas Unbekanntes zu wecken vermocht, eine kaum zu fassende Erwartung, und sie habe ihre Mutter bedrängt, immer wieder: «Was ist denn diese Freude? Warum freue ich mich so auf sie?» Die Antwort der Mutter sei gewesen: «Du freust dich einfach, wenn du Freude hast». Wenig später habe der Vater einen Witz zum besten gegeben und alle hätten gelacht. Da habe die Mutter sich umgewandt und gemeint: «Da hast Du jetzt Deine Freude! Du lachst ja». Da begann das Mädchen zu weinen und fragte zurück: «Warum seid Ihr alle nicht enttäuscht von der Freude?»

Nach ihrer Internierung in eine Nervenheilanstalt schrieb die gleiche Freundin ihrer Mutter noch einmal einen Brief, dessen Kopie mir vor Augen kam: «Es war Dir nicht gegeben, uns Kindern die Liebe ins Herz zu pflanzen mit Deinen Worten. Hungrig danach gehen wir in jede Beziehung hinein, und

hungrig danach kommen wir wieder heraus. Mitzunehmen gibt es für uns immer nur das schlechte Gewissen.»

Die Mutter entscheidet über meine Welt-Sicht

Wittgenstein, der Sprachphilosoph, hat in seinem «tractatus logicus» untersucht, was die Sprache vermöge, und was nicht. Er schrieb: «Die Welt als Tatsache ist nicht veränderbar mit der Sprache. Aber die Welt des Glücklichen und die Welt des Unglücklichen sind nicht die gleiche.»

Ich glaube, dass die Mutter eigentlich bereits darüber entscheidet, *wie* wir die Welt ansehen und welchen Blick wir für sie entwickeln. Denn darum geht es doch, um den Blick, nicht um die Welt an und für sich.

Ich möchte darauf verzichten, Ihnen hier eine sprachgeschichtliche und sprachphilosophische Vorlesung zu halten — das würde uns wohl kaum sehr viel helfen. Aber beim Wort *Mutter* muss ich doch noch einen Augenblick verweilen:

Das Wort zeigt etwas von dem auf, was Sprache ist und vermag, ohne dass wir uns dessen bewusst zu sein brauchen.

Das U im Wort Mutter war ursprünglich ein UO. «*Mutter* hiess im Althochdeutschen noch *Muoter*. Die Vokale haben in allen Sprachen merkwürdigerweise die gleiche Bedeutung: Sie scheinen Urlaute zu sein, die in jene Zeit zurückreichen, da dem Menschen der Sprung vom Tier weg gelang und er sich mit einzelnen Lauten ausdrückte. Man dürfte also wohl behaupten, mit den Vokalen kämen in uns die archetypischen Regungen zum Ausdruck.

Das U steht für die Angst und die Furcht, das O für das Staunen, das A für die Bejahung, die Lebensbejahung, wie wir sie zum Beispiel im Wort «*Mama*» finden. *Mamma* ist im Lateinischen zugleich auch die Bezeichnung für die Brust — damit wird die Mutter also reduziert auf ihre blosse Ernährerfunktion. Aber mit dem deutschen «Mutter» nicht.

Ein Onkel von mir pflegte zu sagen, die Reichen, die könnten es sich leisten, eine Mama zu haben, die Armen seien auf die Mutter angewiesen. Sicher eine etwas verschrobene Ansicht! Aber wie jede verschrobene Ansicht, mag auch die Redensart des Onkels ein Körnchen Wahrheit enthalten: Die sogenannten «Reichen» sind vielleicht eher in der Lage, die nötigen Anregungen noch anderswo zu holen. Der «gewöhnliche», der «einfache» Mensch hingegen, ist seinem Ursprung und seinem Milieu regelrecht ausgeliefert.

«*Muoter*»... ein angstvolles Staunen kommt in diesen Vokalen zum Ausdruck, fast, als ob die Sprache selbst die Macht und die Gewalt zum Vorschein bringen möchte, die diese erste Figur im Leben des Menschen hat.

Sie kommen aus dem Altersheim und Sie wissen selber gut genug, dass sogar alte Menschen immer wieder von ihrer Mutter eingeholt werden wie von einem Schatten, über den sie — weder im Positiven noch im Negativen — je zu springen vermögen. In der Todesangst ruft man wieder nach der Mutter. Ich erlebte das an einem betagten Amerikaner, der auf einer Reise durch die Schweiz plötzlich schwer erkrankte. Im Spital fühlte er sich völlig verlassen und von der Familie in Amerika abgeschnitten. Am Tag seines Todes setzte er sich im Bett auf und erklärte, er habe trotzdem Besuch bekommen: «Heute früh kam meine Mutter zu mir und versprach, mich heute abend abzuholen.»

Die Sprache hat eine grössere Geschichte

Die Sprache vermag mit einem Vokal also etwas auszudrücken, was ganz tief im Unbewussten lebt von uns allen. Sie hat eine längere Geschichte, als wir mit unserem kurzen Leben. Was die Sprache mit dem Vokal anzeigt, erinnert mich ein bisschen an den Weihrauch, der in den katholischen Kirchen in der Luft liegt. Wir werden von etwas angerührt, das weit hinter die Anfänge des Christentums zurückreicht bis in die vorhellenistische Zeit, wo das Tieropfer noch üblich war. An die Stelle des Tiers trat später das Gewürz, das verbrannt wurde — beides «klingt» im Weihrauch noch an. Solche Zeichen und Bezüge gibt es viele in der Sprache, gerade darum ist sie so schwer zu begreifen. Just das Wort «begreifen» kann uns da noch ein bisschen weiter auf die Spur helfen: Die Vorsilbe *be-* hat stets die Bedeutung «rundum», «von allen Seiten her». Wenn man die Sprache tatsächlich begriffe, könnte man sie also von jedem Standpunkt aus angehen.

Ich lese — eigentlich aus ganz unkirchlichen Gründen — gern und oft in der Bibel, vielleicht, weil ich in diesem Buch die ganz ursprüngliche Kraft der Sprache noch zu spüren glaube. Jedes Wort in ihr hat soviel Gedankenumschwung, wie ein alter Baum in der Hofstatt Erde. Die Bibel ist schwer zu begreifen, in jedem einzelnen Wort. Das Hebräische ist eine ungemein subtile, vielschichtige Sprache. Es ist Ihnen bekannt, dass man in den hebräischen Bibelschulen den Disput besonders pflegt:

Tagelang wird in einer solchen Schule oft nur über einen einzigen Satz disputiert, damit er all seine Schattierungen und Facettierungen freigibt. Wir finden eine derartige Wortklauberei oft übertrieben — wir lesen die Bibel eben bereits in einer Uebersetzung, und jede Uebersetzung verschleiert viel vom ursprünglichen Bedeutungsreichtum: Wer einen Begriff übersetzt, gibt ihm zwangsläufig eine bestimmte Richtung, was ebenso zwangsläufig eine Verarmung mit sich bringt.

Aus dem Anfang der Bibel

Ich lese Ihnen hier eine Stelle aus dem Anfang der Bibel vor, der mich sehr entscheidend dünkt für die Frage, was Sprache sei, was Reden heissen kann —

Arbeitsrechtliche Fragen im Heim

VSA-Kurs vom 17. und 18. September 1981 in der Paulus-Akademie, Zürich

Wenn die Arbeit im Heim der Arbeit Chaplins am Fließband etwas ähnlicher wäre, brauchte der VSA diesen Kurs nicht auszuschreiben. Da jedoch Umgang mit Menschen — und das ist Arbeit im Heim ihrem Wesen nach — nie von vorneherein klar, sicher, übersichtlich, kalkulierbar, ein für allemal organisierbar und regelbar ist, sind Arbeitsverhältnisse im Heim besonders risikobehaftet. Daraus ergeben sich oft genug rechtliche Probleme.

Der Kurs will helfen, vermeidbare und unvermeidbare Risiken auseinander zu halten, den ersteren zu Leibe zu rücken, die letzteren bewusster zu tragen. Sehr oft ist die «praktische» Lösung eines rechtlichen Problems der streng iuristischen — vor allem unter dem Gesichtspunkt einer menschlichen und wirksamen Führung des Heims — überlegen. Ein Erfahrungsaustausch unter den Teilnehmern wird in dieser Hinsicht für die tägliche Arbeit wertvolle Aspekte und Möglichkeiten zutage fördern.

Um Rechtliches möglichst anschaulich erfahrbar zu machen, wird der Kurs über weite Strecken **in Form eines Planspiels** durchgeführt, was unter anderem auch erlauben soll, die Arbeitgeber- wie die Arbeitnehmersicht zu beachten.

Als Kursunterlagen sind mitzubringen: VSA-Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben 1980 und eine neuere Ausgabe des OR.

Kursdaten: 17. September, 14.00 Uhr, bis 18. September, 16.30 Uhr
Kursort: Paulus-Akademie Zürich, Carl-Spitteler-Strasse 38
Kurskosten: Fr. 150.— (inkl. 1 Mittagessen)
Fr. 120.— für Teilnehmer aus VSA-Heimen
(10 Prozent Ermässigung bei persönlicher Mitgliedschaft)
Kursleiter: Dr. iur. Heinrich Sattler
Anmeldeschluss: 10. September 1981

Anmeldung

Kurs Arbeitsrechtliche Fragen

an Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2
8008 Zürich

Name, Vorname _____

Name des Heims _____

Adresse _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims Ja Nein

Persönliche Mitgliedschaft Ja Nein

Ich habe die Bibelübersetzung aus dem Hebräischen von Martin Buber gewählt:

Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.
Und die Erde war Wirrnis und Wüste, Finsternis
allüber Abgrund. Geist Gottes brütend allüber den
Wassern.
Da sprach Gott: Licht werde! Und Licht ward.

Im nächsten Vers:

Und Gott sprach: Gewölb werde inmitten der
Wasser!

Im nächsten Vers:

Gott sprach: Das Wasser unter dem Himmel
sammle sich an seinem Ort!

Ich möchte Sie nicht langweilen mit dem Verlesen
dieser Verse. Sie wissen, wovon die Rede ist. Ich
möchte nur sagen, es sei mir — vielleicht auch Ihnen
— ein sehr lieber Gedanke, davon auszugehen, dass
die Erde die Sprache Gottes sei. Ich glaube, dass
gerade dieser Gedanke ein ganz neues Verständnis
für Sprache überhaupt bringt: In der Bibel wird sie
absolut gleichgestellt mit der Schöpfung.

Goethe befasste sich im «Faust» ebenfalls mit der
Frage, ob die Sprache nur als «Idee» zu verstehen
sei, oder ob sie darüber hinausweise. Er tut es an-
hand des ersten Satzes im Johannes Evangelium, wo
noch einmal von «Sprache» die Rede ist:

«Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei
Gott, und Gott war das Wort.»

Was ist diese Stelle anderes, als eine Zusammen-
fassung der Schöpfungsgeschichte?

Faust versucht, diesen ersten Satz neu zu deuten:
«Geschrieben steht: Im Anfang war das Wort. Hier
stock' ich schon. Wer hilft mir weiter fort? Ich kann
das Wort so hoch unmöglich schätzen. Ich muss es
anders übersetzen, wenn ich vom Geiste recht er-
leuchtet bin. Geschrieben steht: Im Anfang war der
Sinn. Bedenke wohl die erste Zeile, dass deine Feder
sich nicht übereile. Ist es der Sinn, der alles wirkt
und schafft? Es sollte stehn: Im Anfang war die
Kraft. Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
schon warnt mich was, dass ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist, auf einmal seh' ich Rat. Und
schreib getrost: Im Anfang war die Tat.

Sprache also verstanden als absolut gleichbedeutend
mit Handeln, mit Tat.

Jeder Mensch ein einzelnes Wort Gottes

Ich möchte den Gedanken, dass die Erde die Sprache
Gottes ist, noch etwas weiterspinnen. Ich möchte mir
vorstellen, dass jeder Mensch ein einzelnes Wort
Gottes ist, und die ganze Menschheitsgeschichte im
Grunde also ein gewaltiges Text-Gewebe, das bloss

keiner zu lesen versteht, weil ihm die Uebersicht
fehlt. Darüber sollten wir uns klar sein: Die einzige
Sprache, zu der es keinen Schlüssel gibt, ist das
Leben.

Sie fragen sich vielleicht: Wie soll denn der Zu-
sammenhang sein zwischen der Sprache Gottes und
der Sprache des Menschen? Ich denke mir: Wenn die
Erde Gottes Schöpfung ist, so kommen wir nicht
drum herum, die Welt auf uns zu nehmen. Welt ist
eine Frage der Sprache. Politik findet ihren ersten
Niederschlag immer in Worten, und die Welt wird
mit Politik geschaffen. Gerade deshalb müssen wir
uns bemühen, dass alles was wir denken und fühlen,
alles, was wir tun, wieder eine Einheit wird, die ihren
Ausdruck findet im Wort. Nur so werden wir wieder
voll belangbar mit unserer Sprache.

In diesem Sinne sind wir tatsächlich Gottes Ebenbild
— selbst wenn wir nicht religiös sind — als solches
müssen wir uns verstehen, wenn wir die Verantwor-
tung für unsere Umwelt tragen wollen. Aber ich habe
immer häufiger den Eindruck, wir würden im Reden
andauernd zur Persiflage, statt zum Ebenbild. Es gibt
einen chassidischen Spruch, der sagt:

«Was ist die schlimmste Sünde des bösen Trieb's?
Wenn der Mensch vergisst, dass er ein Königssohn
ist.»

Ich glaube, eigentlich geht es um eben dieses: Wir
reden uns häufig ein, es komme auf uns ja gar nicht
an. Wir sind meistens nicht dazu bereit, die volle
Verantwortung zu übernehmen und bleiben lieber
der Meinung, eigentlich seien es andere, auf die es
ankomme.

Niemand will verantwortlich sein

Wenn viele so denken, wird der Mangel an Bereit-
schaft zur Verantwortung gefährlich — die Welt-
situation sieht auch entsprechend aus: Im Grunde ist
niemand mehr verantwortlich.

Irgendwo habe ich einmal gelesen, dass es nur zwei
Grundhaltungen gebe im Menschsein — und sie
zeigten sich am gegensätzlichsten in der Art, wie man
in einen Dom eintrete: Der eine schaue empor und
rufe aus: «Ach, was bin ich vor dieser Grösse doch
ein Nichts! Ein kleiner Wurm, den jeder zertreten
kann, der nichts auszurichten vermag.» Und der
andere schaue ebenfalls empor und sage sich: «Ach,
was bin ich doch klein! Aber wieviel Grosses kann
ich mir vorstellen, und dieser Grösse im Bauen einen
Ausdruck geben.»

Ich glaube, Sie sind mit mir einverstanden, wenn ich
behaupte, dass die Sprache dieser beiden Menschen
nicht die gleiche sein kann. Wer sich als «Nichts», als
«Dreck» empfindet, als einen, auf den es ohnehin
nie ankommt, der spricht auch eine Sprache, auf die
es ihm letztlich nicht ankommt. Er wird sich nicht
die geringste Mühe nehmen, sich in ihr zu zeigen.

Das ist vermutlich mehr oder weniger die Situation der jungen Generation heutzutage — denn die Jungen kommen sich machtlos vor, und in ihrer Sprache zeigen sie sich auch nicht selbst — sie dokumentieren in ihr nur eine Zeitströmung. Sie reden einen ungewöhnlich aggressiven Jargon: «zämeschysse», «sech öppis ungere Nagel rysse», «fertigmache». Kein Junger denkt wohl genau so aggressiv, wie er daherredet.

Der Jargon der jungen und der älteren Generation

Für unsere «mittelalterliche» Generation ist die Situation nicht unähnlich gewesen. Auch wir haben einen zeitdokumentarischen Jargon gehabt, nur ist er nicht aggressiv gewesen. Wir haben, im Gegenteil, beruhigt mit unseren Ausdrücken. Nehmen wir nur das Beispiel «Endlösung». Dieses Wort tönt doch bürokratisch-beruhigend, es brauchte eine ungeheuerliche Phantasie, um dahinter Millionenmord zu vermuten.

Auch heute noch hat unsere Generation die Tendenz, sprachlich zu entschärfen, zu beruhigen. Nehmen Sie als Beispiel den Ausdruck «Atommüll». Er beruhigt ganz ungemein: «Müll» und «Müll-Abfuhr» — das kennt man, das hat es ja immer schon gegeben. Es braucht auch hier eine Menge Phantasie, um nicht in die Falle zu treten. Unterschwellig wird suggeriert, man könnte die Atomabfälle eigentlich auch in Pacac-Säcken vor die Haustüre stellen...

Während wir «Mittelalterlichen» es also vorziehen, gewisse Sachverhalte mit Sprache zuzudecken und zu verschleiern, zeigt der aggressive Jargon der Jungen die gegenläufige Tendenz — vielleicht handelt es sich überhaupt um Ursache und Wirkung. Sicher ist jedenfalls, dass bei beiden Generationen niemand wirklich persönlich haftbar ist, niemand persönlich identifiziert werden kann mit dieser Zeitsprache. Aber ein Allgemeingut, das zu niemandem recht passt, kann eines Tages plötzlich usurpiert werden. Dann bekommt der Jargon plötzlich ein Gesicht, dann — würde ich sagen — wird der Jargon zur Politik. Ich hätte Sie nur mit «Liebe Sprachgenossen» anreden müssen! Dann wären wohl die meisten unwillkürlich etwas mehr nach rechts gerückt auf ihrem Stühlchen, um mir entgegenzuhalten. Aber ich habe Sie als «Sprachangehörige» angesprochen — und ich möchte diese Anrede auch als Politik verstanden wissen.

Ich glaube, wir müssen wieder den Mut dazu haben, genau auszudrücken wofür wir selber einstehen wollen. Wir müssen den Mut fassen, uns zu wehren gegen die unpersönliche Sprache, die heutzutage im Schwange ist und die sich an niemanden zu richten scheint, oder an jemanden, den es nur in der Fiktion gibt: An den «Mann auf der Strasse». Immer, wenn gar so allgemein und gar so vague geredet wird, ist offenbar diese Figur anvisiert — eine «Null Nummer», wie sie den Medien beliebt. Ich, jedenfalls, fühle mich selten direkt betroffen — ich bin jedesmal der Meinung, die Argumentationen gälten anderen.

VSA-Bestseller

«Richtlinien» für alle Heime

Gründliche Vorarbeiten der Kommission Heimerziehung und der Altersheimkommission machten es möglich, dass im Spätsommer 1980 im VSA-Verlag die «Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben» erscheinen konnten. Sie sind zum eigentlichen Bestseller des Jahres 1981 geworden. Die wachsende Nachfrage darf als Beweis dafür gelten, dass diese buntfarbige Garnitur einem echten Bedürfnis entspricht, weil sie sich **in allen Heimen verwenden** lässt.

Jede Garnitur umfasst zwei Arbeitsvertragsformulare, die bloss noch ausgefüllt werden müssen, je ein Formular für den Arbeitnehmer und für den Arbeitgeber. Einen festen Bestandteil des Dienstvertrags bilden die Richtlinien selbst, die mit dem unterzeichneten Vertrag ausgefüllt dem Arbeitnehmer auszuhändigen sind. In drei verschiedenen Anhängen folgen die Empfehlungen und Erläuterungen, die der VSA den Vertragspartnern geben kann. Die buntfarbige Garnitur mit Klemmschiene wird zum Selbstkostenpreis von Fr. 3.— (exkl. Porto) abgegeben.

«Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer»

Als erster Band der Reihe «Schriften zur Anthropologie des Behinderten» ist im VSA-Verlag ferner — rechtzeitig zum Jahr des Behinderten — das schöne kleine Buch von Prof. Dr. Hermann Siegenthaler, «Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer», erschienen. Auch bei dieser Schrift, die sich sowohl an die Betreuer im Heim wie an die Eltern von Geistigbehinderten richtet, ist eine wachsende Nachfrage zu melden. Das Buch von Siegenthaler findet bei den Lesern eine gute Aufnahme und wird überall als äusserst hilfreich empfunden. Zum Preis von Fr. 10.60 (exkl. Porto) ist es ebenfalls beim Sekretariat VSA zu beziehen.

Bestellschein

Wir bestellen hiermit

_____ Expl. der Schrift «Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer» von H. Siegenthaler

_____ Garnitur(en) der «VSA-Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben»

Name, Vorname _____

Adresse, PLZ, Ort _____

Bitte senden an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

Das Beispiel einer Fernsehsendung

Während meiner Krankheit sah ich über Neujahr eine Fernsehsendung an. Zwei Schriftsteller und Fachleute, Psychologen, diskutierten über *die Hoffnung*. Man sprach sehr allgemein; alles was gesagt wurde, war richtig und wahr. Aber es traf mich nicht persönlich. Gesagt wurde, zum Beispiel, es sei hoffnungsvoll, dass sich heute die Jugend der Gesellschaft verweigere. Zugegeben: es kann eine Hoffnung sein. Aber selbst der Moderator begann gegen das Ende der Sendung hin unruhig zu werden. Es wäre ihm angenehm — forderte er die Teilnehmer auf — wenn das Gespräch jetzt noch etwas «praktisch» würde, wenn jetzt dem Zuschauer gesagt werden könnte, wie er das Hoffen lernen und üben solle. Ein Schriftsteller erklärte, leider könne er nicht eigentlich mitreden, weil er nicht «gläubig» sei.

Nach der Sendung musste ich an Matthias Claudius denken, der «Im Brief an meinen Sohn Johannes» schrieb:

«Lerne gerne von andern! Und wo von Wesheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend usw. geredet wird, da höre fleissig zu! Doch traue nicht flugs und allerdings. Denn die Wolken haben nicht alle Wasser. Und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, dass sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn! Man hat darum die Sache nicht, dass man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte. Und wo sie gar leicht und behende dahinfahren, da sei auf Deiner Hut. Denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.»

Für mich ist die Hoffnung damals, als ich krank war, nicht etwas Theoretisches gewesen, auch nicht eine Sache, für die ich mich entscheiden konnte wie zum Kauf eines Konsumgutes. Die Hoffnung war für mich etwas sehr Elementares — ohne sie konnte ich nicht in den nächsten Tag hineinkommen.

Und an eben diesem nächsten Tag ging ich den Spitalgang entlang und begegnete dort einem Mitpatienten, einem italienischen Schneider, übrigens. Er hielt mich an und sagte: «Sie haben heute einen schwarzen Tag, nicht wahr? Ich sehe es an ihren Augen. Wissen Sie was? Sie gehen jetzt in die ärztliche Behandlung und ich, ich warte auf Sie in

Um die Menschen
klug zu machen, muss man
klug sein; um sie dumm zu machen,
muss man dumm scheinen.

Ludwig Börne

der Cafeteria. Wir wollen dort ein bisschen zusammen reden.»

Das rechte Wort zur rechten Zeit . . .

Nie habe ich so deutlich wie damals gemerkt und an mir selbst erfahren, dass das «rechte Wort zur rechten Zeit» wenig zu tun hat mit Bildung und mit Intelligenz. Es ist vielmehr eine Frage der Persönlichkeit. Ich möchte Ihnen das Gespräch zwischen dem italienischen Mitpatienten und mir zum Schluss gerne vorlesen — ich habe es in meinem Buch «Fuss fassen» festgehalten:

«Signora, ich hole Ihnen einen Kaffee, doch, doch, doch, das kann ich. Hören sie über den Husten weg, ich und er, wir werden gleich alt werden, so oder so. Trinken sie einen Schluck, Signora. Strahlenreaktion?

Aber das ist es nicht, Signora, nicht wahr? Es ist das andere. Ganz allein ist man eben auf einmal, Signora, ich weiss. Aber drehen Sie den Kopf: Für alle hier ist es dasselbe. Alle müssen die Faust aufmachen, wenn sie jemanden gern haben, Signora. Das kann man lernen, loszulassen, meine ich, aber gern haben muss man vorher können. Es ist wie im Krieg, Signora. Man wird nicht ein anderer, aber es zeigt sich mehr, wer man ist. Es gibt Leute, die sind Soldaten, und es gibt andere, die sind Kanonenfutter.

Heute sind Sie drauf und dran sich aufzugeben, Signora, ich sehe es in Ihren Augen. Aber es passt nicht zu Ihnen, Signora. Es liegt nicht in Ihrer Natur. Sie können ja nicht aus ihr herausfallen, und Sie werden immer Ihr erster Arzt bleiben, lange bevor die andern Aerzte antreten. Ja, Signora, weinen tut gut. Schämen Sie sich nicht. Und die andern . . . wissen Sie, Signora, alle hier haben bittere Hoffnungen, einer wie der andere. Warum schütteln Sie den Kopf? Wollen Sie nicht mehr hoffen, auf einmal? Jetzt kommen sie mir . . . sagen wir einmal: sehr jung vor. Ich meine, es gibt eine Zeit, da müssen die Hoffnungen rosig sein. Versprechen, schöne, ja, man baut die Zukunft auf damit, eine Hoffnung kommt auf die andere, immer höher und höher.

Aber jetzt ist eben die andere Zeit, Signora. Hoffen ist jetzt eine Arbeit, ich weiss Bescheid, ich bin schon drei Jahre krank. Ich muss mich in die Hand nehmen und sagen, 'morgen ist noch nicht da, aber heute, das ist deine Angelegenheit, heute willst du ein Mensch sein, heute bleibst du aufrecht, so gut es eben geht, auch wenn nichts von selber geht, es ist kein Grund, wie eine Gottbeleidigung herumzukriechen'. Ja, Signora, passen Sie auf mit dem Denken, morgen, die Zukunft . . . wir müssen den Verstand in die Ecke stellen, wie ein geladenes Gewehr. Es ist besser zu hoffen.»

Und ich — ich möchte nun hoffen, dass Sie sich in den Gesprächen, die Sie miteinander haben, so absolut und ganz ins Spiel bringen wie der Mitpatient von mir, dessen Rede ich Ihnen vorgelesen haben. Ich danke Ihnen fürs Zuhören.